

Rechtsgeschichte

www.rg.mpg.de

<http://www.rg-rechtsgeschichte.de/rg5>
Zitiervorschlag: Rechtsgeschichte Rg 5 (2004)
<http://dx.doi.org/10.12946/rg05/076-106>

Rg **5** 2004 76 – 106

Jan Philipp Reemtsma

Untergang

Eine Fußnote zu Felix Dahns »Kampf um Rom«

Abstract

The essay takes a new look at Felix Dahn's bestseller »Ein Kampf um Rom« in the context of his thinking as a legal historian and philosopher.



Untergang

Eine Fußnote zu Felix Dahns »Kampf um Rom«*

Am 27. April 1945 ließ Adolf Hitler den Schwager seiner Lebensgefährtin Eva Braun, wenig später verheiratete Eva Hitler, erschießen. Dieser Schwager hieß Hermann Fegelein und war ein Vertrauter Heinrich Himmlers gewesen, hatte im Sommer 1944 Eva Brauns Schwester Margarete geheiratet und war zum Generalleutnant der Waffen-SS befördert worden. Er gehörte zur engeren Umgebung Hitlers, hatte aber am 26. April den Bunker unter der Reichskanzlei verlassen und war in seine Wohnung in der Bleibtreustraße gefahren. Er hatte erklärt, er habe entschieden nicht die Absicht, in Berlin zu sterben. Von seiner Wohnung aus rief er – sturzbetrunken – Eva Braun an: »Eva, du mußt den Führer verlassen. Sei nicht so dumm, jetzt geht es um Leben und Tod.« Fegelein wurde abgeholt, ein sofort einberufenes Standgericht musste *wegen anhaltender Volltrunkenheit* des Angeklagten abgebrochen werden. Fegelein wurde ausgenüchert, *scharf verhört* und dann, auf Befehl Hitlers, der die Bitten Eva Brauns ignorierte, ohne weitere Verhandlungen erschossen. Daraufhin heiratete Hitler Eva Braun, machte sein Testament, und beide begingen Selbstmord. Die Leichen wurden oberirdisch verbrannt. Zu seinem Nachfolger hatte Hitler den Großadmiral Dönitz ernannt und erteilte ihm den Auftrag, den Kampf über seinen Tod hinaus bis zum Untergang fortzuführen.



Den Versuch, das Ende dieses verbrecherischen Regimes zum tragischen Opfertod zu stilisieren, hat niemand gemacht. Dass, wie die letzten Radiomeldungen es wollten, Hitler in Berlin kämpfend gefallen sei, haben wohl wenige geglaubt, aber weit wichtiger: Es hat niemanden gegeben, der es den Leuten hätte einreden können. Niemand war nach dem Ende des Regimes da, der es hätte verklären können oder dürfen. Die in Frage gekommen wären, waren tot, versteckt oder in Haft. Als das Regime noch an der Macht gewesen war, hatte es versucht, die Katastrophen, die dem gesamten Reichsbankrott bereits vorleuchteten, mythisch aufzupulvern. Göring bemühte den Untergang der Nibelungen in Etzels ausgebrannter Halle, um Stalingrad mit dem nötigen Pathos zu versehen. Ein Minimum an Plausibilität war insofern da, als der Kriegsschauplatz im Osten lag, es gegen eine Übermacht gegangen

* Vortrag, gehalten am 1.4.2004 bei der Tagung »Transkulturelle Kriege«, veranstaltet von der DFG-Forschungsgruppe »Formen und Funktionen des Krieges im Mittelalter« und dem Hamburger Institut für Sozialforschung.

war, und der Untergang hatte sich hingezogen. Vor allem: Der Stoff war den Lesern und Radiohörern präsent, aus Kinderbuch und Schullektüre, schließlich auch aus Fritz Langs Nibelungenfilm. Ohnehin war der Nibelungenstoff der deutsche Stoff schlechthin und über die Zeiten mit unterschiedlichen Identifikationsgehalten gehandelt worden: die reine, betrogene Kriemhild, der nur durch Verrat besieglige Held Siegfried, dessen Name ja das Weltkriegs-Kriegsziel Siegfrieden bereits geadelt hatte, wenn er auch das Ende durch Speer- bzw. Dolchstoß hinterrücks bereits ahnen ließ, und schließlich Hagen, der im Untergang Unbeugsame.

Joachim Fest, dessen Schilderung des Untergangs im Bunker ich eben gefolgt bin, meint, dass ungeachtet der Tatsache, dass niemand ihn nachträglich hat mythisch verklären können, das ihn begleitende Gefühl des Untergehens durchaus nicht ohne Pathos gewesen sein mag. Dass die NS-Rhetorik stark nekrophil war, und nicht nur gegen andere, sondern auch gegen sich selbst gerichtete Destruktionsbegehren hatte, weiß man, und schon 1939 erging Hitlers Aufforderung an die Soldaten, *bis zum letzten* ihre Pflicht zu erfüllen.¹ Am Ende stand dann auch Goebbels' zweifellos aufrichtiges Bedauern, nicht mehr *kaputtgeschlagen* zu haben,² eine etwas profanisierende Wiederaufnahme von Hitlers Phantasie aus den frühen 30er Jahren über den kommenden Krieg als Untergang, in dem »wir selbst untergehend die halbe Welt mit uns in den Untergang reißen«.³ Kurz, das Potential war da, und Joachim Fest meint, dass es, wenigstens bei den Truppen des *inneren Verteidigungsbereichs*, durchaus aktualisiert worden sei: Man könne »ziemlich sicher sein, dass nicht wenige von ihnen sich im Schlachtgewühl der letzten Tage auf seltsam verworrene Weise entschädigt fühlten. Was dem Widerstand in ihren Augen über jede Vernunft hinaus zur Rechtfertigung verhalf, war nicht nur die tief verankerte Vorstellung, daß alles wirklich Große in der Welt erst durch Tod und Untergang beglaubigt werde. Vielmehr fühlten sie sich auch zu handelnden Figuren im Schlußakt einer welthistorischen Tragödie berufen oder gar erhoben, und Tragödien solchen Ausmaßes, hatten sie gelernt, verleihen selbst dem sinnlos Scheinenden einen höheren Sinn. Das Vernarrtsein in ausweglose Lagen gehörte lange schon zu den charakteristischen Zügen zumindest einer Spur des deutschen Denkens.«⁴

Denn es gebe eine *lange philosophische Tradition*, die den »heroischen Pessimismus« als Erbteil zumal der germanischen

1 KLAUS VONDUNG, *Die Apokalypse in Deutschland*, München 1988, 487.

2 JOACHIM FEST, *Der Untergang. Hitler und das Ende des Dritten Reiches. Eine historische Skizze*, Berlin 2002, 149.

3 FEST, *Der Untergang* (Fn. 2) 45.

4 Eine hier nicht zu untersuchende Frage ist, inwieweit nicht nur dem distanzierenden Beobachter von heute, sondern jedem nicht in das

Pathos unmittelbar Hineinverklebten dessen Komik hat deutlich werden müssen.

So gab es u. a. ein Mysterienspiel »Tod durch Leben«, in dem es hieß: »Wenn einer von uns fällt / Tritt stumm der Nächste hin. / Wenn alle brechen, weht / Das Blut noch in dem Tuch / Der Fahne zeugend fort.« Die Komik solcher Verse, die ja danach schreien, während exzessiven Saufens an

der Theke gelallt zu werden (»Wenn alle brechen ...«), hat dem Pathos ebensowenig im Wege gestanden, wie die mangelnde Bildung, die den begeistert ergriffenen Sängern den Umstand verschloss, dass die Worte des Horst-Wessel-Liedes »Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen« sich einer kryptomnetischen Übernahme aus Christoph Martin Wielands »Oberon« verdanken, dem Pathos abträglich gewesen wäre: Doch Hüon hielt getreu an seiner Ordensregel, / Dem Satan selber nicht den Rücken zuzudrehn. / »Hier«, denkt er, »ist kein Rat als mitten durch die Flegel / Geradezu auf's Pförtchen los zu gehen. / Den Degen hoch, die Augen zugeschlossen ...« Charlie Chaplin hat es mehr irritiert, dass er wie Hitler aussah, als umgekehrt.

Völker ausgemacht« hätte.⁵ Dieser Hinweis Fests zielt auf einen, vielleicht den berühmtesten Vertreter dieser Haltung, und es ist derjenige, der den nach dem Nibelungen-Tod wohl berühmtesten deutschen Untergang als Dichtung gestaltet hat: Felix Dahn nämlich in seinem Roman *Ein Kampf um Rom*, dem Roman über das Ende des Gotenreichs in Italien. Er galt als einer der prominentesten Vertreter des *heroischen Pessimismus* sowie als ein Prediger germanischer Traditionen. Dass es heißt, Hitler habe den *Kampf um Rom*, gar eine Dahn-Werkausgabe in seinem Bücherschrank gehabt, ist zwar als on dit überliefert, aber nicht erwiesen. In seinen Äußerungen spielt Dahn, anders als Wagners *Rienzi* – auch so eine Untergangs-Dichtung⁶ – keine Rolle, um es gleich vorweg zu sagen. Allerdings wurden Auszüge aus dem Roman »im ›Reichslesebuch‹ veröffentlicht und von der NS-Kulturgemeinde publiziert.«⁷ Die deutsche Rückzugslinie in Italien hieß offiziell die *Gotenlinie*, und wer überhaupt wusste, was damit gemeint war, hat es zuerst von Felix Dahn und dann aus dem Geschichtsbuch gelernt.

Ich gehöre zu einer Generation, bei deren männlichen Vertretern der *Kampf um Rom* sich noch mit einer gewissen Verlässlichkeit spätestens zur Konfirmation einfand, und für die die spätere Information aus der *Blechtrommel*, die Mitglieder einer Jugendbande hätten Namen wie *Totila* oder *Teja* getragen, ebenso wenig befremdlich ist, wie die Schmidtsche Charakterisierung eines martialischen Altphilologen als »ein Kerl wie der schwarze Teja, nischt wie Büffelhart und Eisenblech«. Dahn, so der Editor einer neuen Ausgabe des *Kampf um Rom*, die durch Datum und Erscheinungsbild ins Kielwasser der Neuübersetzung von Gibbons *Untergang des römischen Reiches* gesetzt ist, habe zum »literarischen Establishment der Gründerzeit des neuen Reiches nach 1871« gehört und sei einer ihrer repräsentativen Autoren gewesen: »Seine herausragende Stellung« belegen nicht nur die stupenden Verkaufszahlen seiner zahlreichen und »wahrlich nicht billigen« Bücher – deren populärstes, eben »Ein Kampf um Rom«, es bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges in zwei verschiedenen Ausgaben auf insgesamt 126 (!) Auflagen gebracht hatte. Gleiches bestätigen Stichproben aus dem Bereich einer für die faktische Breitenwirkung noch wichtigeren Institution, den Leihbibliotheken.«⁸

Ein Kampf um Rom also – zunächst die historischen Fakten: Der Ostgote Theoderich, als adlige Geisel am byzantinischen Hof erzogen, hatte als *magister militum* in byzantinischem Auftrag den

5 FEST, Der Untergang (Fn. 2) 93.

6 Vgl. EGON VOSS: Nachwort zu Richard Wagner, *Rienzi*, der Letzte der Tribunen: Grosse tragische Oper in 5 Akten, hg. von EGON VOSS, Stuttgart 1983, 68 (dort Fn. 3).

7 Vgl. HANS-RÜDIGER SCHWAB, Helden hoffnungslos. Felix Dahns »Ein Kampf um Rom« als gründerzeitliche Schicksalstragödie, in: FELIX DAHN, Ein Kampf um Rom:

historischer Roman. Mit einem Nachwort von Hans-Rüdiger Schwab, München 2003, 1068 (dort Fn. 38).

8 Ebd. 1066.

germanischen Heerführer Odowakar, der in Italien von meutern- den germanischen Söldnern zum König ausgerufen worden war, in drei Schlachten besiegt und auf eigene Rechnung während der Friedensverhandlungen ermordet. Theoderich gründete das Ostgotenreich in Italien, das 60 Jahre lang Bestand haben sollte, und versuchte, ein germanisches Bündnis gegen Byzanz zu Stande zu bringen, was aber vor allem deshalb misslang, weil sich das Frankenreich unter Chlodowech als unzuverlässiger Partner herausstellte. Das Ostgotenreich beruhte auf einer Apartheitspolitik, Ehen zwischen Germanen und Italienern waren verboten, die Goten bildeten die Militärverwaltung und überließen die Zivilverwaltung den Römern. Neben der Politik ethnischer Trennung spaltete der religiöse Gegensatz zwischen den arianischen Goten und athanasischen (katholischen) Römern das Reich, das nach Theoderichs Tod (526) unter seinen Nachfolgern rasch zu Grunde ging. Diesem Untergang des Gotenreichs ist Dahns Roman gewidmet. In sieben Büchern behandelt er die letzten Tage Theoderichs, seine Nachfolge unter seinem früh ermordeten Enkel Athalarich, seiner bald ermordeten Tochter Amalawintha, dem unwürdigen, schurkischen und dann abgesetzten Theodahad – schließlich in je einem Buch den Kampf der letzten drei Gotenkönige Witichis, Totila und Teja gegen Byzanz – unter Witichis bereits beinahe bis zur Niederlage, unter Totila aber siegreich gegen den heldischen aber ein wenig buffohaften Feldherrn Belisar, unter Teja dem Kriegstechnokraten Narses und seiner Übermacht in wenigen Monaten unterliegend. Tejas und der Goten letztes Gefecht am Fuße des Mons Lactantius, eines Berges in der Nähe der Hänge des Vesuv, bildet den Schluss des Romans, und es soll laut Auskunft Dahns eben dieser Kampf gewesen sein, der das seit Jugendtagen gehegte Motiv zur Abfassung des Tausendseiters geliefert habe. Das Herzstück dieses Kampfes vermag auch Harro Müller, der Verfasser des Artikels *Historische Romane* aus dem sechsten Band von Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, dem Leser nicht vorzuenthalten. »In dem noch heute gelesenen, umfangreichen und ereignisstarken historischen Roman ›Ein Kampf um Rom‹«, schreibt er, habe sich vermutlich die folgende Textstelle besonders intensiv in das Gedächtnis ihrer Leser eingegraben: »Und nun verteidigte Teja, den Engpaß mit seinem Leib und seinem Schilde deckend, geraume, sehr geraume Zeit, ganz allein, sein Gotenvolk

(...) Alle schleuderten und stießen auf ihn die Lanzen: er aber fing die Lanzen sämtlich auf mit seinem Schild: und er tötete in plötzlichem Ansprung einen nach dem andern. Unzählige. Und wenn der Schild so schwer von Geschossen starrte, daß er ihn nicht mehr halten konnte, winkte er dem Schildträger, der ihm einen neuen reichte: so stand er, nicht sich wendend und etwa auf den Rücken den Schild werfend und weichend: sondern fest, wie in die Erde gemauert, stand er: dem Feinde mit der Rechten Tod bereitend, mit der Linken von sich den Tod abwehrend und immer dem Waffenträger nach neuen Schilden und neuen Speeren rufend (...) Da fuhr Cethegus aus seiner langen Betäubung auf. ›Syphax, einen frischen Speer! Halt!‹ rief er, ›steht, ihr Römer! Roma. Roma eterna!‹ Und hoch sich aufrichtend schritt er gegen Teja heran (...) Aber auch Teja hatte diese Stimme erkannt. Von zwölf Lanzen starrte sein Schild: – er konnte ihn nicht mehr halten: aber da er den Heranschreitenden erkannte, dachte er nicht mehr des Schildwechsels. ›Keinen Schild! Mein Schlachtbeil! Rasch!‹ rief er. Und Wachis reichte ihm die Lieblingswaffe. Da ließ König Teja den Schild fallen und sprang, das Schlachtbeil schwingend, aus dem Engpaß auf Cethegus. ›Stirb, Römer!‹ rief er. Scharf bohrten die beiden großen Feinde noch einmal Aug' in Auge. Dann sausten Speer und Beil durch die Luft: – denn keiner dachte mehr an Abwehr. Und beide fielen.«⁹

Für Müller ist diese Textstelle *die* Stelle schlechthin, die die Begeisterung der Leserschaft für historische Romane überhaupt zu erklären vermag, zugleich aber kann man an ihr die Arbeitsweise Dahns verdeutlichen. Die Quelle Dahns ist die unter dem lakonischen Titel *Das Buch über die Kriege* von Prokopios von Caesarea verfasste Geschichte der Feldzüge gegen die Perser, Vandalen und Goten unter Belisar, als dessen juristischer Berater Prokop an diesen militärischen Unternehmungen teilnahm. Es heißt dort im letzten Kapitel des achten Buchs, er wolle nun eine bemerkenswerte Schlacht schildern und die Rolle eines Mannes darin, die er nicht für geringer erachte als die irgendeines der Heroen der überkommenen Sagen, die des Teja. Und nun schildert er, was auch Dahn beschreibt: wie Teja mit nur wenigen Getreuen an der Spitze seiner Krieger den Engpass verteidigt, bewaffnet mit Speer und Schild, die Speere mit dem Schild auffängt, und in kurzen Ausfällen seine Gegner tötet. Ist der Schild mit steckengebliebenen Speeren überladen, tauscht er ihn gegen einen neuen aus, dabei

9 HARRO MÜLLER, Historische Romane, in: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bd. 6, Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit: 1848–1890, hg. von EDWARD MCINNES und GERHARD PLUMPE, München 1996, 690.

weiterkämpfend, nie sich in Sicherheit bringend (hier geht der Bericht Dahns in eine beinahe wörtliche Übersetzung des Prokopischen Originals über), bis er schließlich einmal doch beim Schildwechsel einen Teil seiner Brust unglücklich entblößt und tödlich getroffen wird. Der Kampf hat, laut Prokop, ohne Unterbrechung vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag gedauert.¹⁰ Das also ist die Quelle. »Völlig frei erfunden ist die Gestalt des römischen Helden der Erzählung, des Cethegus Cäsarius«, des anderen großen Toten im, ebenfalls frei erfundenen, finalen Zweikampf, wie Dahn im Vorwort ausdrücklich betont.¹¹ Dieser Cethegus, auf den ich noch zurückkommen werde, ist in mehrfacher Hinsicht als Gegenfigur zu Teja aufgebaut, und mit ihm endet Rom – das eigentliche, römische Rom – ebenso wie das Gotenreich mit Teja, und es triumphiert das moderne, politische, intrigenreiche, katholische, bigotte und bürokratische Byzanz. Teja ist durch das ganze Buch mit zwei Attributen versehen, der Harfe und dem Schlachtbeil; die Harfe muss er ablegen, das bei Prokop unerwähnte Beil zum endlichen Show-down zur Hand nehmen. Quellentreue also einerseits, dramatische Steigerung andererseits. Dahn ist es um etwas wie historische Wahrheit zu tun, aber er verschmäht keineswegs kompositorische und stilistische Mittel, die der Erregungssteigerung dienlich sind.

Der Krieg, den Byzanz gegen das italische Gotenreich führte, war, was man einen *transkulturellen Krieg* nennen könnte – in Dahns Optik und auch den historischen Tatsachen gemäß. Ob man nun das kurzlebige Gotenreich nur als eines jener lebensunfähigen Gebilde, die im Zuge der Völkerwanderung entstanden und vergingen, ansehen, oder, der besonderen Gestalt Theoderichs wegen als Ausnahmeerscheinung bewerten will, die etwas wie eine immanente Chance gehabt hätte, wäre sie nicht durch Krieg zunichte gemacht worden – jedenfalls war dort ein eigenständiges kulturelles Gebilde entstanden, nicht bloße Verfallsform des römischen Italien, nicht bloßes Heerlager durch Europa vagabundierender Stämme, und der Krieg gegen das Gotenreich wurde, ähnlich wie zuvor der gegen das Vandalenreich in Nordafrika, mit einer wütenden Vehemenz geführt, die jenseits politischer Flurbereinigung steht. Es ging nicht nur um die Beseitigung von Machtfaktoren im Territorium des ehemaligen Westrom, sondern um das Ziel kultureller Homogenisierung, die kriegsförmig genozidalen Charakter annahm, wie die heutige Geschichtsschreibung feststellt. Dieses

10 PROCOPIUS, *History of the Wars*, Books VII, xxxvi–VIII. With an English Translation by H. B. Dewing, Cambridge 2000, 412 ff.

11 FELIX DAHN, Ein Kampf um Rom. Erster Band, in: DERS., *Gesammelte Werke. Erzählende und poetische Schriften*. Neue wohlfeile Gesamtausgabe. Erste Serie, Band 1, Leipzig o. J., s. p.

besondere Element zumindest ethnischer Säuberung, das speziell die letzte Phase des Gotenkriegs auszeichnet, wird von Felix Dahn in seinem Roman ausdrücklich betont, und zwar unter Einsatz des zu seiner Zeit keineswegs geläufigen Begriffs des Völkermords (*Mordkampf der Völker*). Diese Charakterisierung stammt von Dahn, nicht von Prokop, den er auf sie hin extrapoliert. Ähnlich wie er die zitierte Schlusszene dramatisiert, dramatisiert er das Ende der Goten überhaupt, allerdings eben, wie man heute meint, in dieser Hinsicht historisch durchaus angemessen. Damit aber wird der Untergang der Goten zu einem Untergang schlechthin, zur Adaptionsvorlage für Endzeitkatastrophen brauchbar. Und sonderbar: Der glühende Nationalist Dahn schreibt einen Germanenroman voll Blut und Untergang, obwohl er doch der Reichsgründung entgegenhofft; und als das so gegründete Reich, das sich zuvor mit allem Germanenzubehör ausgestattet hatte, in Blut und Schutt untergeht, ist es zugleich das Ende eines völkermörderischen Krieges, der eben von jenem Reich, das sich als Erbe u. a. der untergegangenen Goten stilisiert hatte, ausgegangen war. Eine sonderbare Trias von Geschichtszahlen: 522–1859/76 (Entstehungszeit des Romans) – 1945. Eine ebenso Zeiten wie Kulturen übergreifende Konstellation. Untergang also – aber es geht mir um einen anderen Untergang. Ich muss weit ausholen, ich bitte um Geduld.

Zunächst: Wer war dieser Felix Dahn? Will man dem Krönerschen »Lexikon der Weltliteratur« folgen, so war er der Verfasser von »Professorenromane(n) aufgrund umfangreicher hist. Kenntnisse ohne künstl. Werte und von rein stoffl. Interesse. Völk. Pathos und gelehrtes kulturgeschichtl. Detail ohne seel. Vertiefung, hohle Menschengestaltung und tendenziöse Schwarzweißzeichnung mit theatral. Spannungsmomenten«.¹²

Professorenroman: Also einer, der mit historischer Gelehrsamkeit gefüllt ist, aber von einem unkünstlerischen, ästhetisch inkompetenten Menschen geschrieben, einem Schriftstellerimitator sozusagen. Vom Vorsatzblatt seines *Kampf um Rom* blickt uns tatsächlich der deutsche Professor des 19. Jahrhunderts an: gelichtete, aber noch vorzeigbare weiße Haare, Brille mit leicht ovalen Gläsern und dünnem Stahlrand, die Kragen- und obere Reverspartie von Hemd, Weste und Anzugjacke von einem langen, weißen, nicht sehr dichten und also an den Rändern flusig ausgreifenden Bart verdeckt. Auf der Straße wird er einen breittrem-

¹² Lexikon der Weltliteratur, hg. von GERO VON WILPERT, Stuttgart 1963.

pigen Hut tragen, vermutete ich, und hatte Recht: Den trägt er auf einem anderen Bild – die fliegenden Schöße des Gehrocks muss man sich dazudenken.

George L. Mosse schreibt in seiner Studie über die geistigen Wurzeln des Nationalsozialismus, betitelt *Die völkische Revolution*, über ihn: »Dahn, ein Professor für Geschichte in Königsberg, hatte die frühe deutsche Geschichte zu seinem Spezialgebiet gemacht. Von der Idee des Volkes inspiriert, beschrieb er lebhaft die frühen Versuche und Leistungen des deutschen Volkes (...) Durch seinen Bericht von dem Kampf um die Vorherrschaft zwischen den Goten und den Römern versuchte er jenen gefeierten nationalen Mut darzustellen, der den Goten – dieser Begriff konnte gegen Germanen ausgetauscht werden – zum Sieg verholfen hatte. Im Hinblick auf die germanische Eroberung Italiens im frühen Mittelalter war der Protagonist des Romans die ganze gotische Nation. Ihr blondes, männliches Aussehen spiegelte eine Reinheit der Seele wider, die allein schon ausreichenden Grund für den Sieg darstellte (Symbolisch ist hierfür im Roman, daß die ›italienisierte‹ Tochter König Theoderichs (sic!) von den römischen Ausschweifungen verführt wurde und schließlich in einem römischen Bade ertrank). In der Reinheit der Rasse waren auch jene Elemente von Aufrichtigkeit und Mut enthalten, die im Kampf gegen die Vernunft und die berechnende Schläue des Präfekten Gethagus (sic!) zur Niederlage des Römers führten.«¹³

Und so weiter. So kann es einem gehen, wenn man das bloß Wahrscheinliche ohne weitere Prüfung auch für das Wirkliche hält. Man kann nicht alles kennen, man muss Felix Dahn nicht kennen, gewiss nicht, aber man muss sich doch auf seine Informanten verlassen können. Mosse muss von irgendwem falsch informiert worden sein. Denn weder behandelt der Roman den Sieg der Goten über Rom (sondern ihre Niederlage gegen Byzanz), noch ihren Sieg über Cethegus (der stirbt, wie wir lasen, zusammen mit dem letzten Gotenkönig), noch ist der letzte König der Goten blond, sondern er ist schwarzhaarig, außerdem huldigen jedenfalls Dahns Goten nicht dem Ideal der Rassereinheit, sondern ihr vorletzter König heiratet eine Römerin und protegiert, dem Beispiel Alexanders in Persien folgend, Mischehen. Theoderichs Tochter Amalasintha stirbt nicht vom Luxus entnervt im Bade, sondern wird nachts unter einem Vorwand in ein Badehaus gelockt und dort ermordet. Schließlich war Dahn kein Professor für Geschichte, sondern Jurist.

13 GEORG L. MOSSE, *Die völkische Revolution. Über die geistigen Wurzeln des Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main 1991, 80 f.

- 14 SCHWAB, Helden hoffnungslos (Fn. 7) 1075.
- 15 Zum Beispiel: Über die Wirkung der Klagverlängerung bei Obligationen; Vorträge zum Handelsrecht, Privatrecht und Lehensrecht; Die Vernunft im Recht, Grundlagen der Rechtsphilosophie; Deutsches Rechtsbuch, ein Spiegel des heutigen bürgerlichen Rechts in Deutschland; Prüfungsaufgaben aus dem deutschen Privatrecht, Handels-, See- und Wechselrecht; Über den Begriff des Rechts; Das Kriegrecht, kurze, volkstümliche Darstellung für Jedermann; Eine Lanze für Rumänien, eine völkerrechtliche und geschichtliche Betrachtung; Moltke als Erzieher, allerlei Betrachtungen, nebst Anhang: Betrachtungen über den Entwurf eines Volksschulgesetzes in Preußen; Fürst Bismarck, Zum achtzigsten Geburtstag des Fürsten Bismarck – Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurtheile; Westgothische Studien, Entstehungsgeschichte, Privatrecht, Strafrecht, Civil- und Strafproceß und Gesamtkritik der Lex Visigothorum, Fehde-Gang und Rechts-Gang der Germanen; Das Weib im altgermanischen Recht und Leben; Die Landnot der Germanen; Die Germanen, volkstümliche Darstellungen aus Geschichte, Recht, Wirtschaft und Kultur; Die Könige der Germanen (12 Bände, enthaltend: Bd. 1 u 2: Die Könige der Germanen, Bd. 3: Die Verfassung des ostgothischen Reiches in Italien, Bd. 4: Die

Felix Dahn wurde am 9. Februar 1834 in Hamburg als Sohn des Schauspielers und Theaterregisseurs Friedrich Dahn und der Schauspielerin Marie Dahn-Hausmann geboren. Er studierte Jura und Philosophie in München und Berlin, war dort Mitglied des Schriftstellerzirkels *Tunnel über die Spree*, dem auch Fontane angehörte. In München wurde er Privatdozent für Deutsches Recht, Rechtsphilosophie, Handelsrecht und Staatsrecht; dort schloss er sich dem literarischen Zirkel *Das Krokodil* an. 1863 wurde er Professor in Würzburg, 1872 in Königsberg, 1888 in Breslau. Am Ende war er Dr. jur., phil. et med. h. c. In zweiter Ehe war er mit Therese Dahn, der Nichte von Annette von Droste-Hülshoff, verheiratet. Die beiden Gedichtbände der Gesammelten Werke sind von beiden gemeinsam verfasst, die Nacherzählungen der germanischen Göttersagen von ihr geschrieben, von ihm eingeleitet. Dahn starb am 3. Januar 1912 in Breslau.

Dahn war von stupendem Fleiß. Sein Werkverzeichnis im Deutschen Literaturlexikon umfasst beinahe drei komplette Spalten, darunter juristische Werke, historische Abhandlungen, Gedichte verschiedener Genres, Romane, Erzählungen, Theaterstücke und Opernlibretti. Ich habe, schrieb er, und man kann es glauben, »vom vierzehnten Jahr an täglich meist mehr als zwölf, sehr oft mehr als vierzehn Stunden gearbeitet, richtiger gesagt mit Ausnahme von sieben Stunden Schlaf und sehr knapper Essenszeit (...) in Wahrheit den ganzen Tag«. ¹⁴

Seine juristischen, rechtshistorischen, historischen und politischen Werke sind vielfältig ¹⁵ und unterschiedlich umfangreich. Ein Buch über die Varus-Schlacht hat keine 50, die *Urgeschichte der germanischen Völker* und die *Könige der Germanen* dafür zusammen über 5000 Seiten. – Es kommen dazu: fünf Bände Memoiren und das schriftstellerische Werk im engeren Sinne:

- diverse Gedichtbände (von der Lyrik bis zur Ballade, vom Widmungs- bis zum Weihegedicht, eine Verserzählung Rolandin)
- Opern: Armin, Der Fremdling, Theano, Der Schmidt von Gretna-Green
- Theaterstücke: Deutsche Treue, ein vaterländisches Schauspiel; König Roderich, ein Trauerspiel; Die Staatskunst der Frau'n, ein Lustspiel; Sühne; Skaldenkunst; Der Kurier nach Paris, Lustspiel; Fünfzig Jahre, Festspiel
- Romane und Erzählungen aus Mittelalter und Neuzeit: Kämpfende Herzen (drei Erz.)

Edicte der Könige Theoderich und Athalarich und das gothische Recht im gothischen Reich, Bd. 5: Die politische Geschichte der Westgothen, Bd. 6: Die Verfassung der Westgothen – Das Reich der Sueven in Spanien, Bd. 7: Die Franken unter den Merowingern, Bd. 8: Die Franken unter den Karolingern, Bd. 9–12 über die Alamannen, Bayern, Thüringer, Burgunden, Langobarden); Pro-

kopius von Cäsarea, ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römertums; Langobardische Studien (2 Bde.); Die Alamannenschlacht bei Straßburg; Armin der Cherusker, Erinnerungen an die Varusschlacht im Jahre 9 n. Chr.; Urgeschichte der germanischen Völker (4 Bde.); Deutsche Geschichte (2 Bde.); Germanische Götter- und Heldensagen.

nordisch: Sind Götter?; Die Halfred-Sigskaldsaga; Odhins Trost; Friggas Ja; Skirni; Odhins Rache; Sigwald und Sigridh; Die Finnin

allgemein: Die Kreuzfahrer (zwei Erz.); Bis zum Tode getreu, Erzählung aus der Zeit Karls des Großen; Welt-Untergang; Herzog Ernst von Schwaben; Meine wälschen Ahnen, Kleine Erzählungen; Was ist Liebe?

Romane und Erzählungen aus der Völkerwanderungszeit:¹⁶ Ein Kampf um Rom (vier Bände); Kleine Romane aus der Völkerwanderungszeit (nämlich 13 an der Zahl: Felicitas, Bissula, Gelimer, Die schlimmen Nonnen von Poitiers, Fredigundis, Attila, Die Bataver, Chlodovech, Vom Chiemgau, Ebroin, Am Hof Herrn Karls [vier Erz.], Stilicho, Der Vater und die Söhne, Julian der Abtrünnige.)

Aber bevor wir zum Verfasser des *Kampf um Rom* zurückkommen, wäre zu fragen, wie ernst zu nehmen der Jurist und Historiker Dahn eigentlich war. Dass wir heute keinen Bezug mehr zum Zivilrechtler Dahn haben, liegt schlicht daran, dass seine Arbeiten vor das Inkrafttreten des BGB fallen und insofern von keinem dogmatischen Interesse mehr sind. Als Historiker ist Dahn heute überholt, als Rechtshistoriker wohl zu Unrecht aus dem Blick geraten.¹⁷ Hervorheben muss man auf jeden Fall seine spannende Studie über Prokopius von Caesarea,¹⁸ in der er durch akribische Untersuchungen zu Stileigentümlichkeiten und Worthäufigkeiten den Nachweis führt, dass der Verfasser der *Kriege* und *Bauwerke* auch der Verfasser der *Anekdoten*, eines geheimen Skandalbuchs über die Herrschaft des Justinian, gewesen ist – eine Ansicht, die zu seiner Zeit noch äußerst umstritten war, heute aber – wohl auf Grund von Dahns Schrift und dem Umstand, dass es ihm gelungen war, den zunächst zweifelnden Theodor Mommsen zu überzeugen – wissenschaftlicher Konsens ist, wenn man auch vergessen zu haben scheint, wem man ihn verdankt.¹⁹

Dahn war Nationalist, Bismarckverehrer der vorletzten Stunde (und war stolz darauf, dieser Verehrung erst nach Bismarcks Zwangspensionierung öffentlichen Ausdruck gegeben zu haben), er nannte sich in seiner Autobiographie »großdeutsch, aber gerichtet gegen die Ultramontanen und blauweißen Particularisten, wie gegen die Gothaer.«²⁰ Dass Dahns Germanienstudien und -romane etwas mit dem Versuch der Unterfütterung des deutschen Nationalismus mit völkischer Ideologie zu tun gehabt hätten, wie

16 Der Begriff umfasst bei Dahn die Anfänge germanischer Rebellionen gegen Rom bis zur Konsolidierung des Frankenreiches sozusagen als Kerneuropa unter Karl dem Großen.

17 Vgl. H. UECKER, Dahn als Schriftsteller und Historiker (§ 1) u. A. HRUSCHKA, Dahn als Rechtshistoriker (§ 2), in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 5, hg. von

JOHANNES HOOPS, Berlin, New York 1984, 179–185.

18 FELIX DAHN, Prokopius von Caesarea. Ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums, Berlin 1865.

19 Vgl. Metzler-Lexikon antiker Autoren, hg. von OLIVER SCHÜTZE, 1. Aufl. Stuttgart 1997.

20 FELIX DAHN, Erinnerungen, Bd. 4, Leipzig 1894, 24.

der zitierte Mosse meint, ist ein – von heute aus möglicherweise naheliegender – Irrtum. Dahn ist keineswegs völkisch gesinnt. Für ihn ist nicht das ethnisch reine Volksganze, sondern der Staat – ob ethnisch homogen oder nicht – die Organisationsform der Spezies Mensch, auf die die Geschichte zusteuert. Allein der Staat kann den Zusammenklang von Recht und Frieden (nach innen wie nach außen) herbeiführen, und es ist gerade die Unfähigkeit zu staatlicher Organisation, die seinen Roman-Germanen (neben genereller Disziplinlosigkeit und habituellem Alkoholismus) immer wieder zu schaffen machen wird.

Dahns beinahe manisch zu nennende Beschäftigung mit dem europäischen Frühmittelalter hat mit völkischer Schwärmerei wenig zu tun. Einmal hat sie einen individuellen, biographischen Ursprung. Dahn hatte eine träumerische Kindheit: »wir sahen ja schon den Zwölfjährigen in den Ritterspielen (...) schwärmen«, ²¹ schreibt er über die Quelle seiner Gesinnungen, und als er über die Bedeutung des Kriegsausbruchs von 1870 für seine geistige Verfassung – er macht eine Phase schwerster Depression durch, aus der er sich in Kriegsbegeisterung rettet – berichtet, heißt es, »war doch jetzt eine Saite in mir angeschlagen, die unter Allen von dem Ritterspiel des Knaben an bis heute am Mächtigsten ertönt: die deutsch-nationale, die ›heldenhafte‹: wie viel stärker noch ist sie in mir als der Eifer für Recht, Philosophie, Poesie und selbst für Geschichte. Alles Andre in mir – Alles ohne Ausnahme! – ward zurückgedrängt durch die Begeisterung, durch das Bangen und Hoffen für diesen Kampf.« ²² Wie es mit dem dann aussehen wird, werden wir noch sehen – hier kann man festhalten, wie sehr Dahn die Wonnen der Unterkomplexität, die ja den Helden ausmachen, zu genießen versteht: Sie machen den grüblerisch-Depressiven manisch genesen.

Aber sehen wir von diesem Motiv der psychischen Selbsterregung vorläufig ab, denn die kann sich ja, gerade weil sie der Kindheit entstammt, als Infantilität mit allen möglichen Ideologemen verbinden. Es gibt einen anderen, ganz andersartigen, einen systematisch-intellektuellen Grund für Dahns Völkerwanderungsinteresse. Dahn rechnete sich dem modernen Flügel der historischen Rechtsschule zu, deren bekanntester Vertreter Carl Friedrich von Savigny war. Er teilte die Ablehnung der Naturrechtslehre, war ein Kritiker des Rechtspositivismus und war gleichfalls inspiriert von der Polemik gegen ein am französischen Vorbild des Code

21 DAHN, Erinnerungen (Fn. 20) 110.

22 DAHN, Erinnerungen (Fn. 20) 219.

Napoleon orientiertes Recht: »Kein Volk und keine Zeit kann die Tyrannisierung seines Denkens ertragen, welche darin läge, sich (...) diese Fragen von einer anderen Nation oder Zeit beantworten zu lassen, so daß hier auch nur eine ›Reception‹ des von anderen Gedachten vorläge.«²³

Gleichwohl waren für ihn das Volk und seine Rechtsbräuche nur eine Quelle des Rechts, nicht deren permanenter Rechtsgrund;²⁴ entsprechend war für ihn – anders als für Savigny – das Gewohnheitsrecht zwar die *älteste Form aller Rechtsbildung*, mit seiner Lieblingsmetapher *kristallisierte Sitte*,²⁵ aber erst der Staat (einschließlich einer eigenen Gilde der Fachleute, der professionellen Juristen) und seine Rechtskodifizierung nebst der von ihm repräsentierten *Sicherheit der Vollstreckung*²⁶ bilden »die Voraussetzung für sichere, reichliche und volle Realisierung der Rechtsidee«:²⁷ Das Normale »(...) ist das im Stat erwachsene, vom Stat geschützte und durchgeführte Recht«.²⁸

Will man Dahn richtig verstehen, muss man ihn als Vertreter des sich im 19. Jahrhundert herausbildenden, aber erst in jüngster Zeit philosophisch wirklich respektierten philosophischen Pragmatismus begreifen. Seine Polemik gegen die Idee eines Naturrechts und gegen überzeitliche Menschenrechte ruht auf demselben Argument, das heutzutage Richard Rorty gegen diese Idee ins Feld führt. Dahn argumentiert wie Rorty entschieden anti-essentialistisch: »Es gibt keine objektive Natur der Sache: vielmehr ist jedes Rechtsideal ein relatives« – man lege Vertretern verschiedener Rechtstraditionen ein Problem vor und »sie werden alle eine verschiedene ›Natur der Sache‹ in sich spiegeln: d. h., sie werden die gleichen objectiven Verhältnisse verschieden auffassen, und vermöge der Verschiedenheit ihrer durch den verschiedenen Nationalcharakter bedingten Rechtsideale, zu verschiedenen Ergebnissen gelangen.«²⁹

Diese Bindung aufheben zu wollen, ist nach Dahn vergeblich, denn jeder Versuch, diesen Relativismus zu überwinden, sei seinerseits an Ort und Zeit des Versuchs gebunden.

Recht ist etwas historisch Vorgefundenes, und bei aller Bedeutung, die Dahn dem seiner Ansicht nach auf nichts zurückführbaren *Nationalcharakter* und lokalen Ursprung des jeweiligen Rechtsdenkens beimisst, ist doch letztlich der Kern seiner Auffassung der, dass alles Recht historisch-kontingent ist, und mithin kein Rechtsdenken per se anderem vorzuziehen sei. Zwar dürfe einem Volk kein fremdes Recht oktroyiert werden, aber ebensowenig

23 FELIX DAHN, Zur Lehre von den Rechtsquellen, insbesondere vom Gewohnheitsrecht, in: DERS., Bausteine. Gesammelte kleine Schriften. Reihe 4, Schicht 1. Rechtsphilosophische Studien, Berlin 1883, 235. »Savigny sprach zuerst den Grundsatz der neuen historischen Schule aus, daß das Recht nicht durch den Gesetzgeber ohne Weiteres wie eine Rechnung gemacht werde, sondern daß es ein

Stück des Volkslebens und mit diesem in der Entwicklung des Nationalcharakters wachse: am schärfsten bei Gelegenheit der von Thibaut angeregten Frage über Bedürfnis und Fähigkeit der Zeit, nach dem Fall der Franzosenherrschaft in Deutschland ein gemeinsames Recht herzustellen, welche Savigny verneinend beantwortete« (Rechtsschulen ebd. 138).

24 »dem römischen Recht bleibt dabei seine Fortdauer gesichert, sofern es deutsches Recht geworden ist, abgesehen davon, daß es, wegen seiner eminenten begrifflichen Ausbildung, für immer, auch in seinen spezifisch römischen Bestandtheilen, die beste Propädeutik für alles Rechtsstudium bleiben wird« (Rechtsschulen ebd. 140).

25 FELIX DAHN, Vom Werden und Wesen des Rechts, in: Bausteine (Fn. 23) 305.

26 DAHN, Zur Lehre von den Rechtsquellen (Fn. 23) 246.

27 DAHN, Vom Werden und Wesen des Rechts (Fn. 25) 303.

28 DAHN, Zur Lehre von den Rechtsquellen (Fn. 23) 246.

29 DAHN, Zur Lehre von den Rechtsquellen (Fn. 23) 241 f.

könne es sich mit dem begnügen, was historisch einmal gewachsen sei. Selbstverständlich sei der Prozess der Rechtsbildung nie abgeschlossen. Es bedürfe darum der Rechtsphilosophie, um Kritik und Fortentwicklung des bestehenden Rechts zu leisten, die aus der Auslegung des positiven Rechts ja nicht erwachsen könne – nur die Methode der Fortbildung des Rechts liege nicht in der abstrakten Spekulation: »Absolutes vermag auch die Philosophie in diesen Fragen nicht zu erreichen: auch ihre Erfassung der Idee des Rechts ist stets eine individuell, national, zeitlich bestimmte: aber klarer, ruhiger, objectiver wird das Ergebnis sich immer gestalten als die Auffassungen der Parteileidenschaft oder der reflexionslosen Weiterbildung des Überkommenen.«³⁰

Um dies zu leisten, müsse die *Rechtsphilosophie* empirisch *vergleichende Rechtsgeschichte*³¹ werden, und diese Rechtsgeschichte muss nach Dahn *universell* sein, d. h., dürfe sich weder auf »die drei großen arischen Culturvölker Europas: Hellenen, Römer, Germanen (welchem etwa angefügt werden mag, was von Slavischem und Keltischem bekannt ist)«, noch auf den um die »reichst entwickelten orientalischen Reiche« erweiterten Kulturkreis beschränken. »In Wahrheit müssen die Rechtsbildungen aller uns bekannten Stämme beigezogen werden, auch der minder reich angelegten, auch der in der Stufe der Vorultur beharrenden, auch der sogenannten ›Naturvölker‹ oder der ›Wilden‹.« Erst dann könne von einer *Geschichte der Menschheit* gesprochen werden.³² – Dahns Konzept einer historisch-empirischen Basis der Rechtstheorie läuft letztlich auf die Vorstellung von nationalen Rechtskonzepten als historisch gewachsenen Problemlösungsstrategien hinaus, die mit der Veränderung der historischen Rahmenbedingungen veralten können und weiterentwickelt werden müssen. Diese Weiterentwicklung soll durch transhistorischen und transnationalen Vergleich mit anderen Rechtskonzepten geschehen.

Dahn will nun mit seiner rechtshistorischen Beschäftigung mit der Völkerwanderungszeit seinen Beitrag zur (Rechts-)Geschichte der Menschheit leisten, indem er den kulturellen Zusammenstoß von römischer und germanischer Tradition beschreibt, dokumentiert, analysiert. Es ist dabei nur konsequent, dass er nicht nur Rechtsgeschichte betreibt, sondern die Fragen der Rechtsentstehung seinerseits historisch kontextualisiert. Ob dieses überzeugend geschehen ist, kann hier unerörtert bleiben. Jedenfalls geht es Dahn

30 DAHN, Vom Werden und Wesen des Rechts (Fn. 25) 293.

31 Ebd. 294.

32 Ebd. 297 f.

nicht darum, die Überlegenheit einer Volks-Tradition über die andere zu erweisen, sondern den konfliktreichen Prozess der Verbindung beider Traditionen zu rekonstruieren. »Die Zeit des Uebergangs der Antike in das Mittelalter ist anziehend, inhaltvoll und wichtig, wie nicht leicht eine andere Periode. Arbeitet doch die ganze Geschichte Europas seit anderthalb Jahrtausenden an der Aufnahme, Durchdringung, Verbindung und Auseinandersetzung der Ueberlieferungen der alten Welt gegenüber den Kräften, welche die neuen Völker und Völker-Mischungen seit dem Verfall des römischen Reiches mitbrachten und erzeugten. In allen Gebieten des menschlichen Geisteslebens vollzog und vollzieht sich noch heute der Prozeß der Anziehung, Vermischung und Ausscheidung zwischen den Elementen der Antike und denjenigen Bildungen, welche die nördlichen Völker theils rein aus sich, theils in Folge der Berührung mit der Antike geschaffen haben (...) Ungefähr fünf Jahrhunderte (...) begrenzen die Ausdehnung dieses Vor-Mittelalters, in welchem die Grundlinien unserer ganzen Kultur gezogen wurden (...) damals wurden die Faktoren bestimmt, mit welchen die Weltgeschichte siebenhundert Jahre zu rechnen hatte (...) Mich aber hat, wie ich zuerst an eine quellenmäßige Erforschung der Geschichte des deutschen Staatslebens und Staatsrechts herantrat, die Ueberzeugung ergriffen, daß ohne eine erschöpfende Kenntniß ihres Anfangs eine richtige Beurtheilung ihres Verlaufs unmöglich ist. Ihr Anfang aber liegt offenbar in dem Zusammentreffen der einfachen, noch wenig entwickelten rein-germanischen Verfassung mit der römischen Staatsidee.«³³

Wenn wir uns nun auf Dahns diesbezügliche Romanproduktion beziehen, so sieht sein Panorama der Völkerwanderung, in der an der beschriebenen Zeit orientierten Titelfolge, so aus: *Die Bataver* – gemeint ist der den letzten Abschnitt von Tacitus »Historien« bildende Bataver-Aufstand im Jahre 69; *Julian der Abtrünnige*, spielend in den Jahren 337–363, eine sehr differenzierte und zwar von Sympathie getragene, aber doch das Don-Quijoteske der Figur treffend zeichnende Romanbiographie; *Bissula*, 378, über den Kampf der Alamannen gegen Rom; *Stilicho* (406 ff.) über Sieg und Niederlage des germanischen Feldherrn im Dienste des römischen Reiches; *Attila*, 453, Beschreibung eines historischen Störfalls; *Felicitas*, 476, eine Episode der zerfallenden Römerherrschaft an der Donau, Chlodovech, 481–511, über den Begründer der Dynastie der Merowinger, *Gelimer*, 534, der Unter-

33 DAHN, Prokopius von Cäsarea
(Fn. 18) 1 ff.

gang des Vandalenreiches in Nordafrika, an Prokops *Vandalenkrieg* entlang erzählt; *Ein Kampf um Rom* (526–549), der Untergang des Gotenreichs, wie erwähnt ebenfalls aus der Quelle Prokop geschöpft, *Vom Chiemgau* (596), *Fredegundis* – das Leben der berühmten Merowingerkönigin und schließlich *Ebroin* über das wechselvolle Schicksal eines der letzten Hausmeier der Merowinger.

Die Romane sind von unterschiedlicher Qualität; es ist nicht ungerecht, dass nur der *Kampf um Rom* überlebt hat, jenes, wie Reich-Ranicki zu Recht sagt, mit »Kontrasteffekten glänzend operierende Riesenfresko«, allenfalls den *Julian* sollte man im Kontext der Jahrhunderte umspannenden literarischen Behandlung dieser Figur zur Kenntnis nehmen, und wer sich speziell für Dahns Interpretation der Völkerwanderung als einer verpassten historischen Chance interessiert, kann noch den *Stilicho* hinzunehmen. Ich wünschte, ich könnte hier, nach der Lektüre von rund viertausend Seiten, andere Auskunft geben. Ich erwähne das auch bloß deshalb, weil mir während der Lektüre der unheimliche Gedanke gekommen ist, ich könnte der letzte sein, der das gemacht hat, und ich könnte es denen, die künftig da fehlen, nicht übelnehmen, denn weiterempfehlen kann ich die Romane eben nur mit zu großen Abstrichen. Allerdings muss man gerecht sein. Dahn ist kein bloßer Vielschreiber, und er ist technisch gesehen alles andere als ein Dilettant. Er weiß mit sicherem Griff das am Stoff zu packen, was dramatisch reizvoll ist, und das ihm hinzuzufügen, was der Steigerung der Dramatik dient, bzw. abzuschneiden, was man nicht braucht. Dahn ist von Anfang an konstruktiv handwerklich erstaunlich sicher, seine Konstruktionen stimmen und sind solider als diejenigen ungleich berühmterer (und aus anderen Gründen berühmterer) Kollegen.

Bei aller Zuneigung zu seinen Protagonisten gelingen Dahn sehr differenzierte Charakterschilderungen, allen voran die des Julian Apostata. Hier setzt Dahn die Romanform und die mit ihr gegebene Lizenz, dort phantasierend zu gestalten, wo die historischen Quellen nur lückenhafte Bilder malen, produktiv ein. Soll heißen: Er steht nicht in der Tradition von Schillers *Johanna*, wo der Autor eine Figur zum dramatischen Anlass nimmt, um etwas zu formulieren, was mit ihrer historischen Dimension nicht mehr besonders viel zu tun hat, sondern mit dessen *Wallenstein* oder *Maria Stuart*, wo neben der Präsentation eines Kunstwerkes aus

eigenem Recht auch noch der Versuch gemacht wird, eine Antwort auf Fragen zu geben, die aus dem Quellenmaterial nicht beantwortet werden können, die also spekulativ zu beantworten auch dem Historiker erlaubt ist – wie auch modernste Historiographie und historischer Roman sich berühren, zeigt der Beginn von Christian Meiers großer Cäsar-Biographie –, solange diese spekulative Antwort nicht in Konflikt mit den historischen Fakten gerät. Dass er seine diesbezügliche Lizenz ähnlich weitherzig auslegt wie Schiller, wollen wir ihm nachsehen – ein Roman und ein Theaterstück haben zunächst die Erfordernisse der je eigentümlichen Form zu erfüllen, dann alles Weitere. Die Frage ist nur, ob die in den jeweiligen literarischen Werken formulierten Überlegungen für den Historiker interessant sein können, und dass die diesbezügliche Antwort immer nur negativ ausfallen muss, sollte man nicht einfach voraussetzen.

Eine eventuelle positive Antwort wird sich allerdings auf das Detail, auf bestimmte Momente der Handlungsführung und Charakterzeichnung beziehen müssen, nicht auf das geschichtstheoretische Konzept, das der Romanserie zugrunde liegt. Dahns Völkerwanderungsromane durchzieht ein Thema in vielerlei Variation: die misslingende Fusion von Volk und Staat. Roms Ende ist schon lange überfällig, Roms Macht erhält sich aber, weil es als Staat funktioniert, selbst als es ihm an einem fähigen Trägervolk mangelt, denn es weiß sich Germanen zu verpflichten; den Germanen gelingt der Sieg nicht, weil sie sich als zur Staatsbildung unfähig erweisen. In seinem *Stilicho* lässt er eine Verhandlung zwischen dem Titelhelden und Alarich stattfinden, in der der römische Heerführer germanischer Abstammung den Goten von einer gemeinsamen Zukunft in einem gemeinsamen römisch-germanischen Reich zu überzeugen versucht. Alarich wendet sich dort gegen die Idee eines *Mischvolks*, in dem »Unsere Eigenart, unser Recht, unsere Freiheit, ja am Ende gar unsere Sprache« untergehen sollen: »alles dahin: um jenes Mischbreis willen?« Und Dahn lässt seinen Stilicho erwidern: »Um der Germanen selbst wie um der Römer willen: so verschmolzen, können beide fortleben: in ihrem Kampfe gehen beide unter. – ›Untergehn? So sei's, rief der Gote aufspringend.« Es scheint ein für Goten unwiderstehliches Wort zu sein: »Lieber untergehn als verrömert werden.«³⁴

Es muss darauf hingewiesen werden, dass Dahns Sympathie nicht bei dem trutzigen Goten liegt, sondern bei Stilicho. Nur eben:

34 DAHN, *Stilicho*, Historischer Roman aus der Völkerwanderung, in: DERS., *Gesammelte Werke* (Fn. 11), Band 6, 98.

Stilicho wird ein Konzept zugeschrieben, das die Geschichte nicht verwirklichen kann. Stilicho sieht sich am Ende von Rom verraten, und der Leser des Ploetz weiß, dass Alarich Rom plündern wird. Im Grunde gelingt, so Dahn, eine Fusion erst unter Karl dem Großen, und auch die gerät für seinen Geschmack – wegen der blutigen Unterwerfung der Sachsen, vor allem aber wegen Karls Katholizismus – nicht wie sie sollte. Die Staatsfeindlichkeit des Katholizismus ist eines von Dahns Lieblingsthemen, es zieht sich durch die Romane, er widmet ihm ein Theaterstück, er kommt in seiner Autobiographie immer wieder darauf zurück. Augustin als Verfasser des *Gottesstaat* ist der große intellektuelle Antagonist, und wäre Justinian (und vor allem seine schlimme Frau Theodora) nicht so katholisch verhetzt gewesen, vielleicht, nicht wahr, wäre unter Totila wirklich geworden, was Stilicho geträumt. Katholisch aber wurde das Abendland endgültig, als der skrupellose Chlodovech Paris für eine Messe wert erachtete und dem guten alten Heiden glauben abschwor. So suggestiv muss Dahns diesbezügliche Parteinahme gewesen sein, dass man ihn katholischerseits verdächtigte, er wolle den Germanenglauben neu beleben. Das aber war Unfug. Zwar hatte Dahn eine tiefe Abneigung gegen die Konkurrenz, die die katholische Kirche der Staatsautorität machte. Aber seine Germanen hatten für die Gegenwart keine Bedeutung. Dahn war, noch einmal, staats-, nicht völkisch orientiert, und ihn interessierte etwas, was sich vielleicht mit De Gaulle als *Europa der Vaterländer* hätte bezeichnen lassen.

Wie ist es nun mit dem beschriebenen *historischen Nihilismus*, mit der Freude an Tod und Untergang? Mit jener Lust am krachenden Die-Tür-ins-Schloss-Schlagen, mit dem man auch die größte historische Pleite zum Triumph aufmöbeln, die unbedeutendste Marginalie zur heroischen Tragödie promovieren kann, und die somit vielleicht jene Bande schon immer im emotionalen Gepäck trug, die insgeheim vielleicht wusste, dass es zum Dritten Reich nur ein paar Jahre lang und am Ende zu nichts als zu Ruin und Ruinen – und zum Massenmord – reichen würde? »Tragisch, heroisch ist meine Weltanschauung, weil sie die Entsagung lehrt, weil sie weiß, daß das Glück der Menschen weder auf Erden noch in einem erträumten Himmel ›Weltzweck‹ ist, sondern der ›Weltzweck‹ (vielmehr Wesen der Welt) ist die nothwendige Verwirklichung des Weltgesetzes, für welches das Glück der Menschen so gleichgültig ist wie das der Thiere oder der Pflanzen: heroisch, weil

sie trotzdem Lebensfreude und Pflichterfüllung fordert, ohne jene elende Rechnung auf Belohnung oder jene erbärmliche Furcht vor Strafe im jenseits (...): heroisch, weil sie in dem Heldenthum (dem geistigen, sittlichen wie kriegerischen) für das Volk höchste Ehre, höchste Pflicht und höchste Beglückung findet.«³⁵

Könnte dergleichen auch im Bunker unter der Reichskanzlei gesprochen worden sein? Teilweise sicherlich; aber das heißt wenig. Menschen reden viel, wenn der Tag lang ist, und manche Tage ziehen sich, bevor sie zu Ende gehen. Es gibt ein Atheistenpathos, das, ob es nun bei Dahn, bei Freud oder bei Camus sich findet, auch an Orten, an denen es einst noch frischer wirkte als heute, schon deplaziert war. Mir ist alles, was auch nur von ferne an Wehrdienst des Geistes gemahnt, zuwider, und strammstehen sollte man auch nicht vor sich selber. Dass das menschliche Glück im Schöpfungsplan nicht vorgesehen sei, wollen wir mit Freud annehmen, ohne uns darum wie Heroen vorzukommen, wenn wir tatsächlich nicht glücklich sind. Wenn wir die möglichen Momente des Glücks verpassen, haben wir ja nicht heldenhaft auf sie verzichtet – zu rühmen gibt es da nichts. Kurz loben will ich die Zivilität des Felix Krull im Speisewagen nach Lissabon, der, als die Rede auf die Endlichkeit alles Lebens kommt, nichts weiter zu sagen hat, als: *Das nimmt mich ein für dasselbe*, und der auf die Mitteilung, dass *Sein nicht Wohlsein* sei, nicht die Hacken zusammennimmt. Das also alles nicht. Gleichwohl läuft Selbstheroisierung angesichts der eigenen Seinshinfälligkeit noch nicht darauf hinaus, nun auch gleich die Welt in Trümmer legen zu wollen, nicht einmal notwendigerweise in der Phantasie.

Zwar: Dahns Völkerwanderungsromane gehen nie gut aus. Die Bataver – der nach ihnen benannte Roman ist pikanterweise *Otto dem Großen / dem Fürsten Bismarck* zugeeignet – und ihr heldenhafter und kluger Anführer unterliegen, ihre rätselhafte Prophetin, deren Name Weleda später eine anthroposophische Pflegeserie zieren wird, endet im Selbstmord, um die Schande, im römischen Triumphzug mitgeführt zu werden, zu vermeiden, und früh hatte sie schon die Frage nach Sieg oder Untergang mit einem *Unnützlich!* beschieden: »Weil ihr doch thun müßt, wie ihr thatet, thut, thun werdet, auch wenn's euch vorherbestimmt ist, darüber unterzugehen;«³⁶ Julian stirbt im persischen Wüstensand, wie es die Überlieferung befiehlt; Stilicho hatten wir erwähnt: Des Alamanenmädchens Bissula Bräutigam stirbt den Heldentod; Attila

35 FELIX DAHN, *Erinnerungen*, Bd. 3, zit. nach SCHWAB, *Helden hoffnungslos* (Fn. 7) 1083.

36 FELIX DAHN, *Die Bataver. Historischer Roman aus der Völkerwanderung*, in: DERS. *Gesammelte Werke* (Fn. 11) 44.

stirbt unheroisch von Hand eines germanischen Weibes, aber sein Sohn heldenhaft, um dieses zu retten; *Gelimer* beschreibt Niederlage und Ende des letzten Vandalenkönigs in einem sonderbaren Gemisch von Dekadenz, phantasierter und tatsächlicher Schuld; die Romane *Chlodovech* und *Fredegundis* schwelgen in den Erfolgen Unwürdiger, auch Ebroin, eigentlich zu den scheiternden Helden gehörig, changiert doch arg, wie es sich für einen Franken gehört, allein *Felicitas* (von Dahn mehr geschätzt als die andern) schildert uns inmitten der Aufgeregtheit zerfallender Römerherrschaft eine Kampf und Tod abgetrotzte Idylle. Nur, was soll man machen, will man Helden schildern? Entweder muss man es machen wie Theodor Mommsen, der seine *Römische Geschichte* vor dem Ende Cäsars einfach aufhören lässt, also den Moment des Triumphs festhält, als gäbe es kein Morgen – oder wir erzählen die Geschichten zu Ende, und am Ende steht der Tod, und bei Helden ist es selten der Pensionärstod. Daher ja der Stoßseufzer Arno Schmidts, es sei schade, dass große Helden so selten in der Wiege erdrosselt würden. Selten geht es einigermassen manierlich zu wie bei Dietrich von Bern, der per Pferd entrückt wird. Kommen Helden allein ums Leben, zieht ihr Tod meist Verderben nach sich, wie der Siegfrieds – seine Witwe einer- wie die Eigner seines Schwerts und Schatzes andererseits können sich aus der Welt nicht verabschieden, ohne ihr einen gehörigen Bevölkerungsschwund zu verordnen, und der Veteran Odysseus kann bis zum Ende das Töten nicht lassen. Wie weise war die Wahl von St. Helena – keine Tränen bitte: Er hätte auf Elba Ruhe geben können. Aber lassen wir die Wirklichkeit. Wer über Helden schreiben will, ist durchs Genre gezwungen, mit Triumph oder Tragödie zu enden, wählt er einen anderen Schluss, spielt er schon mit der Gattung und dekonstruiert den Helden. Solche Absichten waren Dahn fern, möchte man meinen – ein leises Zweifeln an der allzu passablen Glätte dieses Satzes erlauben Sie mir jetzt schon.

Aber wie dem auch sei – an der tragisch-heroischen Weltanschauung ist insofern nicht zu zweifeln, als er sie sich selber zuschreibt und den *Kampf um Rom* als deren Ausdruck versteht.³⁷ Ob die nun allerdings ein so reines Produkt des sich auf sein Ende in den Schützengräben von 1914/18 hinträumenden 19. Jahrhunderts ist und vom Expressionismus der »Menschheitsdämmerung« an entsprechend Apokalypsetaugliches liefert, dass man versucht sein könnte, Trakls »Vor Feuerschlünden aufgestellt« weniger wie

37 FELIX DAHN, *Erinnerungen*, Bd. 3, Leipzig 1898, 364.

Franz Fühmann auf das auf auch immerhin ein letztes Gefecht wartende internationale Proletariat vor seinen Hochöfen, als vielmehr auf die Goten am Fuße des Vesuv zu beziehen – daran kann gezweifelt werden, hat Dahn sie doch aus der Quelle zu sich genommen: Diese Weltsicht ist originaler Prokopius von Cäsarea. Es ziehen sich durch dessen Werk, von Dahn sehr wohl bemerkt und eingehend gewürdigt, Aperçus über die Willkür des Schicksals – antike Resistenz gegen den Augustinischen Heilsplan, die Dahn schätzt, ja doch wohl vor Herausbildung einer eigenen Hausphilosophie adoptiert hat: »Nachdem er bemerkt, daß des Helden Totila trauriges Ende nicht seinen früheren Thaten und seinem früheren Glück entsprochen habe, fährt er fort: ›Aber auch in diesem Fall spielte das Schicksal augenscheinlich, spottete alles Menschlichen und bewährte das Unlogische, das ihm eigen ist und das Unberechenbare seiner Beschlüsse, indem es dem Totila zuerst auf lange Zeit das Glück ohne Grund willkürlich zuwarf, zuletzt aber dem Mann mit launischem Übermuth gegen Gebühr ein so klägliches Ende bereitete.‹ Stärker als in dieser Stelle konnte nicht gesagt werden, worin der spezifische Begriff des Schicksals liegt: eben in dem Unlogischen und Unconsequenten, in dem Unvernünftigen und Unbegreiflichen, in dem ohne Grund Wechselnden, welches dem Menschen als Laune, Willkür, ja als Hohn und Grausamkeit erscheint.«³⁸

Diese Vorstellung von der Hure Glück muss man nur mit der Vorstellung, dass die Weltgeschichte irgend einen Gang gehe (und sich nicht bloß ereigne) kombinieren, dann ergibt sich eben jene *tragisch-heroische Weltanschauung* gewissermaßen von selbst: Dann hat alles irgendeinen Sinn nur nicht für einen selbst – Dahn wählt ein Diktum Geibels zum Motto des *Kampf um Rom* – trotz der ungrammatischen und die Copula heideggerisierenden Zeichensetzung und des bloß durch ungeschickte Wortstellung erzwungenen Metrums: »Wenn etwas ist, gewalt'ger als das Schicksal, / So ist's der Mut, der's unerschüttert trägt.«

Dahn fühlte sich als Jurist Prokopius verwandt. Und noch einen Geistes-Verwandten gab es unter den Geschichtsschreibern der Antike: Tacitus. Der kommt natürlich in den *Batavern* als künftiger Berichterstatter dieses Aufstands vor – vor allem aber als Prophet: gleich zu Anfang werden ihm die Beckettschen Worte: *Es geht zu Ende* in den Mund gelegt. Dann: »Die Gesckicke des Reichs drängen zum Abgrund (...) Wir wurden alt, so mein' ich

³⁸ DAHN, Prokopius von Cäsarea
(Fn. 18) 226.

manchmal: das Blut der Wölfin hält nicht mehr vor. Andere junge Völker blühen auf: Parther, Daker, Germanen!«³⁹ und weiter heißt es von ihm, er sei »ein Freund der Geschichte – mehr als Recht und Weltweisheit zieht sie ihn an.«⁴⁰ So schafft sich der Autor die eigene Existenz zur Wiedergängerei um. Tacitus befragt am Ende die gefangene Weleda und beschließt, ein Buch über die Germanen zu schreiben.

Vor dem Hintergrund der Untergangsprophetien des Tacitus wird übrigens noch einmal jener Cethegus, der im Finale des Kampfs um Rom im Kampf mit Teja fällt, zu dessen Parallel-existenz. Die Ehre des Heroismus im Untergang wird diesem ebenso zuteil wie jenem: »der Herrlichste, der Gewaltigste von Allen: der schwarze Teja, der Held des Gedankens und des Schwer-tes, der Träger meiner liebsten und stolzesten Ideen, ist der eine, der andere, der, großartig und frevelhaft zugleich, dämonisch, wie das ganze antike Rom, erscheinen mußte.«⁴¹ Cethegus, der Präfekt, ist natürlich für jedes Gemüt jenseits der zwölf ungleich interessanter geraten, und die Szene, in der er Rom nicht mehr anders zu verteidigen weiß als dadurch, dass er den die Mauer stürmenden Goten die Statuen der Götter der Stadt auf die Köpfe wirft, hat mich nachhaltig beeindruckt.

Man kann Dahns Liebe zu heroischer Düsternis biographisch herleiten – er selbst tut es, und es ist durchaus überzeugend – und bewegend – wie er es tut. Das soll hier nicht referiert werden. Ich möchte aber auf etwas aufmerksam machen, das einem bei der Lektüre der Romane leicht entgehen kann, und bei der zusätzlichen Lektüre der biographischen Bekenntnisse beinahe entgehen muss, wenn man nicht andere Texte hinzunimmt. An mehreren Stellen wird Teja zu der Identifikationsfigur schlechthin, immer wieder ist von *meinem Teja* die Rede, der für Dahn gewissermaßen die Symbolisierung der eigenen Schwermut darstellt, der »angeborene(n) Neigung zur unheilahnenden Traurigkeit – tief und hoffnungslos melancholisch, ja zum Sterben, zum Verzweifeln traurig: (...) habe ich die Gestalt des schwarzen Teja geschaffen – oder vielmehr: sie tauchte in mir auf wie mit Schicksalsnotwendigkeit.«⁴²

Dieser Teja und mit ihm die gesamte Untergangsmystik wird aber auf merkwürdigste Weise desavouiert. Dahn, der Knabe der Ritterspiele, auf die er immer wieder erinnernd zurückkommt, wächst in das Leben eines intellektuellen Zivilisten hinein, und

39 DAHN, Die Bataver (Fn. 36) 125 f.

40 DAHN, Die Bataver (Fn. 36) 126.

41 DAHN, Erinnerungen (Fn. 37) 363.

42 FELIX DAHN, Erinnerungen, Bd. 2, Leipzig 1891, 305 ff.

diese Existenzweise ist es, die die Transposition des melancholisch-heroischen Knabentraums ins erwachsen Kriegerische auf merkwürdigste Weise unterminiert.

Dass Dahn seine Romane mit seinem rechtshistorischen Wissen spickte, ist bekannt. Dass er zudem noch ein – nennen wir es vorläufig so – Steckenpferd ritt, hat man, soweit ich sehen kann, nicht weiter bemerkt. Der erwähnte Roman über den Bataver-Krieg hat ein nicht zu übersehendes Nebenthema: Der Sieg Roms über die aufständischen Germanen und Gallier wird errungen um den Preis gravierender Verstöße gegen das Kriegsrecht. Das ist Dahns Zutat zum Bericht des Tacitus; er legt diese Ansicht Vespasian in den Mund: »Durch welche Mittel hast du die Stadt der Lingonen gewonnen? Durch welche Mittel Weleda gefangen und Civilis in den Rhein gestürzt?« – »Durch Kriegslist, Imperator! Erinner dich, ich frage dich: in vier Monaten – um jeden Preis? Und du nicktest mir zu.« – »Aber nicht um den Preis der Ehre Roms!« donnerte Vespasianus. »Nicht durch niederträchtigen Treubruch, durch Meineid und Verrat! Elender! Ich überlegte lang, ob ich dich nicht den schändlich Getäuschten ausliefern solle.«⁴³

Das ist nun nicht etwa bloß hohles Pathos, sondern eine präzise Information. Das Institut der Auslieferung an den Gegner gab es im römischen Recht als Möglichkeit der Ahndung von Verstößen gegen das *ius gentium* durch römische Offiziere. Es ist auch ein Fall überliefert, wo diese – zweifellos extreme – Maßnahme auch durchgeführt worden ist. Berühmt geworden ist dieses Rechtsinstitut dadurch, dass es den Versuch gab, es gegen Cäsar einzusetzen. Cäsar hatte die – friedliche und von den lokalen Gallierstämmen geduldete – Einwanderung zweier germanischer Stämme, der Usipeter und Tencterer, zunächst durch Androhung militärischer Gewalt gestoppt und hatte dann unter eklatantem Bruch des Kriegsrechts zuerst die Verhandlungsführer der Germanen festgesetzt und dann die nichts ahnenden und unvorbereiteten Stämme überfallen und – Bewaffnete wie Unbewaffnete, Männer, Frauen und Kinder – bei kaum nennenswerten eigenen Verlusten vollständig niedergemacht. Eine Fußnote zum Thema der transkulturellen Kriege. Cäsar kaschiert sein Vorgehen in den *Commentarii* kaum, rechtfertigt es nur durch allgemeine Kriegsnotwendigkeit (er habe die Ruhe in Gallien aufrechterhalten müssen) und die Behauptung, er habe den Friedenswünschen der Germanen nicht trauen können.

43 DAHN, Die Bataver (Fn. 36) 273.

Auf diese Episode kommt Dahn, diesmal ganz direkt, in *Julian der Abtrünnige* zurück, und dort sieht man, wie wenig zufällig die Thematik der gesetzmäßigen Kriegführung bzw. der Kriegsverbrechen bei ihm ist. Zunächst wird – der Roman besteht zu einem Teil aus fiktiven Briefen Julians – ein Überfall auf unbewaffnete Alamannen geschildert: »Sie hatten gar nicht Zeit gehabt, zu ihren Waffen zu gelangen, geschweige sich zu scharen: Nur Flüche, Verwünschungen, nicht Speere hatten sie uns entgegenzuschleudern. Groß war das Blutbad.«⁴⁴ Dann ein zweiter: »Ein Bataver in unserem Dienst (– die Germanen sind schon bald unsere besten Kräfte, den Göttern sei's geklagt! –), Bainobaud, Tribun der Cornuti, fand eine Furt (– diese Bataver sind ein Wassergeschlecht! –), und in mondloser Nacht, teils durchwatend, teils auf den unterbundenen Schilden schwimmend, erreichte er mit den Seinen die nächste Aue, schlachtete hier alles Leben, das er fand, auch Kinder, Weiber, Greise, wie man das Vieh abschlachtet, fand kleine Nachen angebunden, fuhr in diesen auf die andern Eilande, löschte auch hier jede Spur von Leben aus und kehrte mit reicher Beute zurück. – Anfangs graute mir, wie das Geschrei der Geschlachteten durch die Nacht herüberscholl und ihre Schilfhütten so grell rot emporflackerten: – aber der Krieg erzieht rasch dazu, das Notwendige zu thun. Sie haben mich geärgert (– meine Eitelkeit verletzt, wirst du sagen –) mit ihrem Hohn. Sie patschen nicht mehr. Es gefällt mir nicht, was ich da geschrieben habe. Es ist grausam; und kleinlich. Aber es mag stehen bleiben – mir zur Warnung! Steckt auch solches in mir? Gieb acht, Julian, auf dich und reinige deine Seele vor den Göttern!«⁴⁵

Das Thema der Eitelkeit muss uns hier nicht interessieren, es gehört zu der, wie gesagt, nicht uninteressanten Charakterschilderung Julians durch Dahn, aber die Rede von der Reinigung der Seele gehört zum Thema, denn das Rechtsinstitut der Auslieferung hat ein religiöses Fundament: Man will verhindern, dass der Fluch der Götter die Stadt trifft, also entfernt man die Übeltäter. Die *Reinigung der Seele* nimmt diese alte Vorstellung des Frevels vor den Göttern auf und verinnerlicht sie im Kontext der religiös-philosophischen Überzeugungen des Spätlings Julian. Dann lässt Dahn Julian eine Gesandtschaft der Germanen festsetzen (auch dies eine freie Ergänzung der überlieferten Geschichte) und so kommentieren: »Ich behalte sie gefangen: – wenigstens bis nach der Schlacht (...) 's ist gegen das Völkerrrecht, 's ist wahr. Aber der

44 FELIX DAHN, *Julian der Abtrünnige*, in: DERS., *Gesammelte Werke* (Fn. 11), 2. Serie, Band 1, 213.

45 Ebd. 225.

große Julius that andern Germanen dasselbe – lies nur nach im Gallischen Krieg (Buch IV. 13) steht's – mit gutem Erfolg.«⁴⁶

Es ist die besagte Passage. Desweiteren wird ein blutiges Gemetzel unter wehrlosen Alamannen beschrieben, die sich schwimmend zu retten versuchen und die von römischen, resp. numidischen Bogenschützen – »selbst so sicher wie bei einer Theatervorstellung nach aufgezo­genem Vorhang die Zuschauer, schossen sie, wie auf schwimmende Scheiben, auf jeden der wehrlosen Schwimmer«⁴⁷ – niedergemacht werden. Dann wird das Thema des verletzten Gesandtschaftsrechts wieder aufgenommen: »Gleich nach dem Sieg entließ ich jene Gesandten (...) Sie (...) schalten nicht leise über meine Verletzung des Völkerrechts! Allein sie kennen den Namen des Gottes nicht, den sie anrufen müßten, mich zu strafen: Mars des Rächers.«⁴⁸ Eine Germanenbegegnung weiter: »Ich behielt diesmal ihre Gesandten nicht gefangen (– gar zu oft darf man den großen Cäsar nicht wiederholen! –), aber ich hielt sie lange hin, versetzte sie in den Glauben, ich werde nicht weiter (...) vorrücken, und entließ sie reich beschenkt. Jedoch gleichzeitig, ihren langsamen Schritt überholend, griff ich (...) ihre Gae an.«⁴⁹

Julian wird nun nach und nach in einen Guerillakrieg verwickelt und setzt seinerseits Special Forces ein, germanische Kopfkämpfer, es wird schlimmer und schlimmer, er rechtfertigt die Brüche des Kriegsbrauchs und -rechts, zunehmend routiniert. Es geht Dahn dabei nicht um eine Denunzierung speziell römischer Brutalitäten (die Guerillataktik stammt von den Germanen), sondern um die Beschreibung einer langsam sich transformierenden Kriegsführung – man hat die Truppe, einmal auf diesen Weg gelassen, nicht mehr recht im Griff, auch wird zunehmend unklar, inwieweit der Kommandeur sie überhaupt im Griff haben will und ob ihm die Disziplinlosigkeiten nicht letztlich in den Kriegskram passen: Schließlich führt uns Dahn die Legitimationsrhetorik eines Kriegsverbrechers vor, der alles entweder auf die Kriegsnotwendigkeit oder auf das Nichtverhindernkönnen und am Ende dem Gegner die Schuld in die Schuhe schiebt.

Das ausführliche Traktieren dieser Thematik kommt nicht von ungefähr. Dahn war nicht nur ein bekannter Dozent für Privatrecht und Rechtsgeschichte, sondern er las auch, wenn möglich, Staats- und Völkerrecht. Man kann sehen, wie dieses Interesse auf die Romane durchschlägt, denn rechts*historisch* ist die starke Akzent-

46 Ebd. 231.

47 Ebd. 284.

48 Ebd. 298 f.

49 Ebd. 321.

setzung nicht zu begründen. Hier schlägt nicht das Interesse eines Historikers zu Buche, sondern die private Motivation eines Juristen.

1870 meldet sich Dahn zu den Waffen. Er macht sein Testament und wartet auf die Einberufung. Allein, man braucht den Professor nicht, obwohl er doch, wie er nicht müde wird zu betuern, exzellent zu schießen weiß. So meldet er sich denn zum Sanitätsdienst und kommt, nach einigem Hin und Her mit der Bahn, auch in Fronnähe an und zum Einsatz. Über dieses Kriegserlebnis weiß Dahn raumgreifend zu berichten. Er war dabei, und das soll jeder wissen. Anekdoten fallen ab, z. B. wie es sich so hart liegt im Güterwagen, und ein Kamerad ihm erst sagen muss, dass er sich Stroh unterlegen soll. Schließlich ist er dann auf dem Schlachtfeld von Sedan, und es gereicht ihm zur Ehre, dass er sieht, was eben zu sehen ist, und es beschreibt, etwa einen preußischen Füsilier mit zerschmettertem Schädel, lebend, dem das Hirn herausquoll: »Es war gräßlich«!⁵⁰

Und nachdenklich die Geschichte vom Verwundeten, der das Eiserne Kreuz erhält, den Orden mit hastiger Gebärde an die Brust drückt, wobei die Bewegung die Wunde aufbrechen lässt, und er wenig später stirbt. Kurios die Geschichte, die auf dem Weg aufs Schlachtfeld spielt, wo Dahn in eine kleine Plünderie verwickelt wird, sich besinnt, feststellt, dass kein zu Requirierungen berechtigter Offizier da ist, und seine Kameraden veranlasst, alles wieder auf seinen Platz zu legen, denn es gehe doch nicht an, dass sie sich möglicherweise vor einem Kriegsgericht wiederfänden und dann gestehen müssten, sie hätten um die Rechtswidrigkeit ihres Tuns gewusst, weil es doch das Buch *Das Kriegsrecht. (Für den Tornister Deutscher Soldaten)* gäbe, Verfasser Felix Dahn. Denn das war Dahns allererste Reaktion auf die Nachricht vom Kriege gewesen: dieses Büchlein zu verfassen und in den Druck zu geben, damit jeder deutsche Soldat wissen solle, was im Krieg erlaubt sei und was nicht. Dahns Schrift ist erstaunlich. Ihr Verfasser lässt keinen Zweifel daran, dass das Recht stets die letzte Instanz sei, dass der Krieg keine rechtlosen Zustände schaffe: »Keineswegs wird durch den Krieg ein rechtloser Zustand unter den kriegführenden Staten herbeigeführt oder jedes zwischen ihnen bestehende Rechtsband durchschnitten; es wird vielmehr nur das durch Gewohnheitsrecht oder durch Verträge – die für den Kriegsfall geschlossenen, z. B. über Behandlung der Verwundeten, Aerzte, Lazarete treten gerade

50 FELIX DAHN, *Erinnerungen*, Bd. 5, Leipzig 1890, 534.

jetzt in Kraft – hergestellte Recht so weit suspendiert oder auch geändert, als dies der Kriegszweck und das nunmehr eingetretene Kriegsrecht erheischt: so können Angehörige des feindlichen Stats vor unseren Gerichten ihre Privatrechte verfolgen, auch der Handel muß nicht völlig aufhören« – und so weiter. Ferner grundsätzlich: »Ein großer Fortschritt der Menschlichkeit im Völkerrecht liegt in der Anerkennung des Grundsatzes, daß nur die Staten, nicht die Angehörigen derselben, miteinander Krieg führen und ›Feinde‹ sind; die Nicht-Combattanten d.h die nicht die Waffen führenden Bürger des einen States sind nicht Feinde, weder des anderen States noch dessen Angehöriger und auch die Combattanten sind nur mittelbar Feinde, weil sie dem Stat, der allein der Feind ist und dessen Widerstand gebrochen werden soll, dienen und dessen Widerstandskraft darstellen; deshalb dürfen sie, aber nur von den Combattanten, getötet, verwundet, kriegsgefangen gemacht werden; die Feinde sind also nicht mehr, wie in barbarischen Zeiten, rechtlos oder jedem Kriegsmittel unterworfen, das nützlich scheint: – zur Ausrottung ganzer Völker darf heute nicht mehr Krieg geführt werden (Vernichtungskriege) – verbotene Mittel der Kriegführung sind vergiftete Waffen, denn es soll der Verwundete nur für den Augenblick kampfunfähig gemacht werden, seine Tödtung als solche ist nicht Zweck (...) Verboten ist überhaupt jedes Kriegsmittel und jede Verletzung des Feindes, die nicht durch den Kriegszweck geboten sind; nur wenn der Feind selbst den Kriegsgebrauch, die Kriegsmanier verletzt hat, und trotz Warnung darin fortfährt, oder in außerordentlicher Gefahr dürfen aus Kriegsraison jene Vorschriften überschritten werden; doch wird hiedurch nur eine härtere Kriegführung, nicht eine barbarische, unmenschliche gerechtfertigt.«⁵¹

In diesem Sinne geht es weiter, der Schutz der Zivilbevölkerung ist weitestgehend ausgebaut, die Rechte der Bevölkerung in einem okkupierten Gebiet genau beschrieben und so fort. Der Text folgt genau jener rechtstheoretischen Maxime aus *Vom Werden und Wesen des Rechts*, das dem Recht einen evolutionären Zug zur Befriedung menschlicher Verhältnisse normativ zuschreibt. Es sei Pflicht und Recht des Einzelnen »die Rechtsgebilde seines States danach zu prüfen, ob sie auch dermalen noch vernünftige Friedensordnungen sind. Nur im Bejahungsfall wird er freudig gehorchen; auch im Verneinungsfall besteht die Gehorsamspflicht, aber zugleich die Pflicht, auf friedensordnungsmäßigem Wege zur Umge-

51 FELIX DAHN, Das Kriegsrecht, in: DERS., Bausteine. Gesammelte kleine Schriften. Reihe 5, Schicht 1. Völkerrechtliche und staatsrechtliche Studien, Berlin 1884, 2.

staltung des nicht mehr vernünftigen Rechtszustandes hinzuwirken.«⁵² Es ist also kein Zufall, wenn sich das Thema der Verbrechen im Krieg in Dahns historischen Romanen zeigt, und es ist umso bezeichnender für den Stellenwert in seinem Denken, wenn er über seine Quellen hinausgeht. Er tut das auch im *Kampf um Rom*. Von jener Barbarei des Vernichtungskrieges, von der Dahn spricht, ist, ich habe es eingangs erwähnt, bei Prokopius zwar ereignisweise die Rede, aber um den gesamten Charakter des Kriegs zu verstehen, muss man von den Resultaten her extrapolieren: Am Ende sind die Goten nur noch ein kleiner Haufen, der im Roman von Wikingern gerettet wird, in Wirklichkeit vom Norden abzog und dessen Spur sich verlor. Dahn zieht daraus die Konsequenz, die auch moderne Kriegshistoriker ziehen, wenn sie den Gotenkrieg in Italien als einen genozidalen Feldzug bezeichnen und ihm darin eine gewisse Sonderstellung im Kriegsgeschehen der mittelmeerischen Antike zusprechen.

Außerordentlich groß nennt Prokop die Armee des Narses, denn Justinian habe diesmal keine Kosten gescheut,⁵³ und so klingt es bei Dahn: »und gewaltig wahrlich war dieses Heer des Narses. Der zähe, geizige Sparer Justinian hatte diesmal nicht gespart: mit vollen Händen hatte er gespendet.«⁵⁴ Und nachdem Narses das Gotenheer unter Totila besiegt hat – dieser fällt in der Schlacht oder kurz darauf, was Prokop Anlass zu den erwähnten Reflexionen über den Wankelmut des Schicksals gibt –, lässt Dahn Folgendes geschehen: »Während die Langobarden und Cethegus rastlos nachsetzten, langsam gefolgt von Narses, breitete dieser nach links und rechts zwei furchtbare Flügel aus, welche im Südwesten über das suburbicaische Tuscien hinaus bis an das tyrrhenische Meer, im Nordosten durch das Picenum bis an den ionischen Meerbusen langten und, wie sie von Norden nach Süden und von Westen nach Osten vordrangen, alles gotische Leben hinter sich ausgelöscht zurückließen.« Dahn lässt italische Einwohner vereinzelt wohnende Goten denunzieren, und so wird die ethnische Säuberung perfekt: »So glich Narses einem gewaltigen Manne, der mit ausgebreiteten Armen durch einen engen Gang schreitet, und alles, was sich hier bergen wollte, vor sich her schiebt: oder einem Fischer, welcher mit dem Sacknetz bachaufwärts watet: hinter ihm bleibt kein Leben mehr.«⁵⁵

Was Prokopius berichtet, ist, dass in dieser letzten Phase des Krieges die Goten jeden Römer, der ihnen in den Weg kam,

52 DAHN, Vom Werden und Wesen des Rechts (Fn. 25) 307.

53 PROCOPIUS, History of the Wars (Fn. 10) 326 ff.

54 FELIX DAHN, Kampf um Rom, München 2003 (wie Fn. 7) 922.

55 Ebd. 980 f.

umbrachten, und die in byzantinischem Sold stehenden Barbaren (also vor allem Germanen) dasselbe mit allen Goten machten, die sich in ihrer Reichweite befanden. Vor allem erwähnt Prokopius den nach dem Fall Roms durch die Goten exekutierten Mord an Mitgliedern des römischen Senats, die sich als Geiseln in ihrem Gewahrsam befanden, und Tejas Befehl, 300 Kinder römischer Adliger, die Totila als Geiseln genommen hatte, umzubringen. Dahn wiederum lässt Teja Kriegsgefangene – ein Ausbruchversuch liefert die Legitimation – »bei dem Übergang über den Aternus mit gebundenen Händen in den Fluß werfen und ertränken. Auf Adalgoths Fürbitte hatte er finster erwidert: ›Zu vielen Tausenden haben sie wehrlose Gotenweiber und -kinder an ihren Herdfeuern überfallen und geschlachtet: das ist kein Krieg der Krieger mehr: das ist ein Mordkampf der Völker. Laß uns darin halbwegs auch das Unsre tun‹.«⁵⁶

Ein Mordkampf der Völker – ein Völkermorden auch. Als Erstnennung des Ausdrucks *Völkermord* verzeichnet das Grimmsche Wörterbuch ein Gedicht von Moritz Graf von Strachwitz mit den Zeilen »komm schlachtengebrüll, du donnerwort (...) mit völkergröhl und völkermord«.

Strachwitz war übrigens Mitglied desselben Dichterclubs *Tunnel über die Spree*, dem auch Dahn später beitreten sollte. Aber davon mal abgesehen – was Dahn schildert, ist die Transformation des Krieges der Krieger in einen barbarischen Vernichtungskrieg, an dem beide Seiten teilhaben, am Ende nicht einmal nur notgedrungen, wie sie sich einreden mögen, sondern mit Hingabe an die Sache. Hier nun bekommt der schwarze Teja eine durchaus andere als bloß melancholisch-großartige Einfärbung. Hier hält nicht nur einer Stand und trägt, Geibels Motto treu, sein Schicksal unerschüttert, sondern hat Teil an einem gesetzlosen Vernichtungskrieg, dem am Ende auch das eigene Volk – nicht bloß als unvermeidliches Resultat, sondern gewollt, zum Opfer fallen soll. Am Fuße des Vesuv unterbreitet Teja seinen Leuten den letzten Plan: Kampf bis zum Tode, und die nicht kämpfen können (Kinder, Frauen, Greise), sollen sich, um schimpflichem Schicksal zu entgehen, in den Vesuv stürzen. An dieser Stelle geschieht etwas Bemerkenswertes im Roman. Es gibt nämlich eine Figur, die der Autor schon über viele hundert Seiten durch den Roman führt, den Knecht des glücklosen Königs Witichis, Wachis geheißen, von Witichis vor seinem Tod freigelassen. Dieser Wachis spielt nun nach dem Tod

⁵⁶ Ebd. 986.

seines Herrn keine rechte Rolle mehr, wird aber auf dem Höhepunkt von Totilas Triumphen mit einer Unfreien, die zu diesem Behufe auch freigelassen wird, verheiratet und zum Schildträger Totilas gemacht. Er ist der Inbegriff des treuen Gefolgsmanns, aber seine Fortexistenz im Roman ist bloß dadurch nicht recht motiviert. Nach der berühmten Regel, dass eine Pistole, die im ersten Akt an der Wand hängt, spätestens im fünften benutzt werden muss, fragt man sich, wozu dieser Wachis noch gut sein mag im Buche. Ganz am Ende erfahren wir es. Wachis hämmert an einem beschädigten Schild herum und spricht also: »Ich glaube nicht, sagte der Schlichte, daß das der liebe Himmelsherr mit ansehen kann. Ich bin von denen, die niemals gern sagen: 'Jetzt ist alles aus.' Die Stolzen, die das Haupt so hoch tragen wie König Teja und Herzog Adalgoth, die rennen freilich immer und überall an die Balken des Schicksals. Aber wir kleinen Leute, die wir uns fügen und ducken können, wir finden leicht noch ein Mausloch oder eine Mauerlücke zu entrinnen. Es ist doch gar zu niederträchtig! elend! grausam! hundsföttisch!« – und jedes Wort begleitete ein Hammerschlag – »ich will's nicht glauben vom lieben Gott! – daß hier in die Tausende von braven Weibern und hübschen Mädchen und allerliebsten Kindern und lallenden Greisen in das höllische Feuer dieses verfluchten! Zauberberges! springen sollen, als wär's ein lustig Sonnwendfeuer, und als kämen sie drüben heil und gesund wieder heraus.«⁵⁷

Das sind doch beherzigenswerte Worte, und es ist leider und ausgerechnet seine Frau, die ihn in letzter Minute herumdreht, dass auch er tapfer sterben will. Aber geschrieben ist geschrieben, und solche Worte sind dann doch haltbarer als das nekrophile Gewese drumherum. Wie hieß es bei Fontane?: »Racker, wollt ihr denn ewig leben? Bedrüger ...« »Fritze, nichts von Bedrug; Für fuffzehn Pfennig ist's heute genug.« Das sind so die Klippen, an denen sich das Heroische bricht und zerstäubt. Man muss es so sehen: Es ist dem erwachsenen Erzzivilisten Dahn nicht gelungen, seine Heroenidolatrie aus Kindheitstagen ungebrochen zu pflegen, so gern er gewollt hätte. Sein Teja zeigt die Fratze des Mörders von Kriegsgefangenen, der biederste aller Gefolgsleute will – und geht wenigstens verbal – von der Fahne, als es ans große Sterben soll. Dahn war kein Soldat; das Sterben lag ihm nicht; er träumte Ritterspiele, und das sind Zivilistenträume. Sie polieren nicht das Tötungsgeschäft des Krieges auf, sondern verschönern den Feierabend.

57 Ebd. 1007.

Es sind Erregungszustände, die nicht mobilisieren sollen, sondern ideelle Gemeinschaft suggerieren, wo die reale nicht mehr existiert. Will der Professor wirklich schießen gehen, so gibt man ihm eine Rotkreuzbinde, und was er da sehen muss, wird ihm auch beinahe zu viel. Begeistert denkt er an die *aufregenden Berichte* aus den Jahren 1861, 1866, 1870/71 und muss dabei immer an die *Harmonie-Säle* denken: »Ich meine die ›Harmonie-Gesellschaft‹, in deren stattlichen und behaglichen Räumen am Domplatz alle Gebildeten eine musterhaft reiche Sammlung von Zeitungen und Zeitschriften, Spielsäle, eine gute und billige Wirthschaft (...) und beinahe stets die Wahrscheinlichkeit, Freunde oder Bekannte anzutreffen fanden und genossen: kurz, alle Vorzüge eines englischen Clubs ohne dessen Steifheit« und dort war es denn, »wo die Extrablätter zufrühest eintrafen«. ⁵⁸

Das ist nicht die Erregung des Zeitungslesers in der *Letzen Tagen der Menschheit: Extra-Aasgabää!*, das ist nicht die Erregungsmasse in den Straßen Wiens und Berlins, das sind die Patrioten, die ihre Zeitung im Fauteuil lesen, weil sie instinktiv wissen, dass das die Aufregung dämpft. Diese gebremsten Erregungen des Zeitungslesers verbinden sich mit den Schreibtischerregungen eines Schriftstellers, der in der Geschichte immer wieder das findet, was ihm als Jugendlichen rote Ohren gemacht hat, und was er – zuweilen mit erstaunlicher Virtuosität – zu reproduzieren in der Lage ist. Und das wieder ist kein Totenkult, das ist keine Verherrlichung von Stalingrad *ante factum*, auch nicht der Falkenhaynschen *Blutpumpe* von Verdun, ganz im Gegenteil. Es handelt sich um Symptome eines Abklingens, Abspannens, Second-Hand in großem Stile, da wird über Ideale verfügt, die schon gar keine mehr sind, es werden Haltungen beschrieben, die man lesend, und sonst nicht, abends, zu Zwecken der Zerstreuung einnehmen kann und vor allem wieder aufgeben kann. Für den Tag, auf praktische Konsequenz hin geschrieben, vor allem: Für den Tornister, ist etwas anderes, nämlich die Schrift über das Kriegsrecht. Der Geist, aus dem diese geschrieben ist, hat sich sogar in den *Kampf um Rom* eingeschlichen.

Herauslesen wird man das als oberflächlicher Leser nicht so ohne Weiteres, wahrnehmen, wie ich glaube, schon. Darum wohl ist Dahn so gänzlich abwesend, als eine Bande bankrotter Völkermörder im Bunker am liebsten der verbliebenen Welt, aber da das leider nicht mehr geht, nur noch sich selber den Garaus machen will.

58 DAHN, Erinnerungen (Fn. 50) 62 f.

Nur einer will nicht mitmachen, sondern lieber leben. Aber auch der ist kein biederer Wachis, sondern ein besoffener SS-Mann namens Fegelein. Niemand ist in Versuchung gekommen, das Personal zu verwechseln. Nicht einmal das Personal selber, das, als der *Kampf um Rom* geschrieben wurde, noch nicht einmal auszudenken war. Als diese Chargen untergingen, war der Untergang von etwas ganz Anderem schon Geschichte geworden: Der Typus Dahn war längst untergegangen, als jene Welt erwachte, und auch schon nicht mehr vorhanden im Kreise solcher deutscher Professoren, aus dem Sätze kommen konnten wie die jenes Repräsentanten deutscher Philosophie, des Emeritus Lasson, Hegelianer von Zurechnung, der 1914 dieses wusste: »Die Verluste, die wir erleiden, sind an Wert denen gegenüber, die die Gegner erleiden, auch dann, wenn die letzteren an Zahl das Zehnfache betragen, unendlich viel größer und schmerzlicher.«⁵⁹ Was sich da ankündigt, ist der Mordkampf der Völker und die bereits aller Hemmungen sich entschlagende Bereitschaft, das Seine, das Unsré dabei zu tun. Wie schade – um den schon zitierten Seufzer Arno Schmidts auf den Fall anzuwenden – dass nicht nur große Helden, sondern auch solche Maulhelden so selten in der Wiege erdrosselt werden. Dahn gehörte nicht zu ihnen; der Untergang seiner Welt gehörte zur Vorbereitung jenes kulturellen Umbruchs, der Kriege ermöglichte, die nicht mehr gegen eine andere Staatsmacht, sondern gegen Bevölkerungen und gegen feindliche Kulturen als Vernichtungskriege geführt wurden.

Jan Philipp Reemtsma



59 Zit. nach: KURT FLASCH, Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Ein Versuch, Berlin 2000, 90.